

# Inka, Sie müssen masochistisch werden!

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Inka Janßen ist Saxofonistin und hat Multiple Sklerose. Sie weiß nicht, wann der nächste Schub kommt. Sie spielt, so lange sie die Tasten fühlen kann.

Auf dem Spaziergang hielt sie seine Hand. So gingen sie eine Weile. Bis er sich beklagte. »Mensch, nicht so doll.« Sie merkte nicht, wie fest sie drückte, das Gefühl war weg. Vielleicht, sagt Inka, war das der Anfang. Das erste Anzeichen, dass etwas nicht in Ordnung war.

Bald darauf zeigte es sich. Sie segelte mit Freunden auf der Nordsee, und ihr Körper wurde taub, die Haut unempfindlich. Heiß oder kalt, das Duschwasser prasselte auf ihren Körper, ohne dass Inka sagen konnte wie. Es wurde ihr unheimlich.

Die Ärzte lachten, als sie ihnen zuflüsterte: »Ich glaube, ich habe etwas ganz Schlimmes.« Ein Professor am Urban Krankenhaus fand das lächerlich. Dann könne er ja genauso gut, und so weiter.

Bis heute weiß er nichts von seinem Irrtum. Inka und ein Freund studierten im neurologischen Handbuch und stellten schließlich selbst die Diagnose: MS, »Multiple Sklerose«. Das musste es sein. Häufigste chronisch-entzündliche Erkrankung des Zentralnervensystems, schubweise verlaufend oder progredient, unheilbar und in den Ursachen ungeklärt. Keine andere Krankheit führt im jungen Erwachsenenalter ähnlich oft in die dauerhafte Behinderung.

Nach Monaten war es so weit. Alle Symptome zusammengenommen, plus eine akute Sehnerventzündung, das fanden nun auch die Ärzte verdächtig. Die Computertomographie lieferte den Beweis. Der Freund hatte in der Praxis angerufen, um das Ergebnis zu erfahren. Inka konnte es auf seinem Gesicht ablesen. Sie kaufte eine Flasche Whiskey, trank aus und weinte. Irgendwann an diesem Tag trat sie vor Wut in die Küchentür und verkroch sich auf ihr altes Sofa im dritten Stock des ehemals besetzten Kreuzberger Hinterhauses, das sie, eng und schmal, einen Leuchtturm nennt. Dort las sie Bücher über den Tod.

**Inka, Sie müssen masochistisch werden!**  
Berliner Zeitung  
25. Januar 2003

Erschienen unter  
*Jazz auf Zeit*

Seite 1/4

Vorbei, so schien es. Weg vom Fenster und raus aus der inneren Sicherheit, den eigenen Bildern vom Leben und aus den Jazz-Clubs der Stadt. Drei große Schübe schleudern Inka auf den Tiefpunkt von 1998: Sie kann so gut wie nichts mehr sehen, geschweige denn Klavier spielen oder Saxofon. Die Beine werden schwach, um das rechte Ohr steht es auch nicht besonders. Jedes Mal ist es ein neuer Status quo, den Inka, hat der Schub seine Kraft an ihr ausgelassen, wieder bekämpfen muss. Das Ziel ist immer dasselbe:

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Alles auf Anfang, alles zurück. Ein stiller Kampf. Sie ist nicht wehrlos, kann etwas tun. Qi Gong machen, Heilgymnastik aus dem fernen China. Die hat sie bei Frau Li gelernt. Günther hilft, ein alter Heiler aus Hamburg, und Armando, ein Musiker aus Brasilien, der Hand auflegt. Frau Li sagt, in Inkas Körper wohne eine große Nierenschwäche. Die hat Inka vom Vater, der an einem Gehirntumor starb. Was ebenfalls ein Zeichen für Nierenschwäche sei. Inka solle mit dem Saxofonspielen aufhören, mit dem Alkohol und dem Sex. Das sei anstrengend und viel zu giftig.

Inka lacht über den absurden Vorschlag. Sie sitzt auf dem Sofa, schlägt die langen Beine übereinander. Inka atmet aus. Vielleicht ist diese Krankheit ihr Erbe, sagt Inka und lässt Platz zwischen den Sätzen, ohne jedes Lächeln. Sie will nicht »blöde« klingen, »verrückt oder so«. Keine Sorge, nein, wenn ein Schub kommt, nimmt sie sofort Cortison.

Der Vater übrigens hat den Ausbruch ihrer Krankheit nicht mehr erlebt. Das hat sie ihm erspart. Er war Kinderarzt in einer kleinen Stadt am Wattenmeer. Die Familie sah ihn beim Mittagessen, wenn er aus der Praxis kam, und zum Abendbrot. Man wartete auf ihn, niemals war es anders. Bei Tisch fragte der Vater nach der Schule. Er forderte Leistung und machte Angst. Die gültigen Maßstäbe waren die seinen. »Er roch gut«, erinnert sich Inka, »packte die Dinge an und war trotz blendender Laune im Grunde unnahbar und wohl ganz zuinnerst traurig.«

Zu Hause gaben die vier Geschwister, wenn Besuch kam, Weihnachten oder am Geburtstag, kleine Konzerte. Inka saß am Klavier, die beiden Schwestern spielten Cello und Querflöte oder Geige, der Bruder außerdem Trompete. Gesprochen wurde wenig, fast nichts, aus Angst, das Falsche zu sagen. Ihre Erfahrung mit dem Vater ist eine trotzig, verbissene vielleicht, geprägt von ebenbürtiger Gegnerschaft. Mit 18 Jahren liebt Inka einen Jungen, gegen den der Vater Hausverbot verhängt. Nach dem Abitur will sie bloß noch weg. Sie geht nach West-Berlin, hat »Sex von morgens bis abends«. Sie zieht mit ihrem Freund in ein besetztes Haus, Kreuzberg 36, frühstückt mit den anderen in der Küche im vierten Stock vor einem Ofen, trinkt das erste Bier am Vormittag, raucht den ersten Joint am Vormittag, wartet auf einen Anruf, der sie darüber informiert, wo »die Bullen an diesem Tage versuchen würden zu räumen«.

Es war verpönt, Pläne zu haben, sagt Inka. Für ein Studium womöglich. Am Klavier. Zu bürgerlich. Zu brav. 15-mal ist sie zur Musikhochschule gegangen und immer wieder weg. Dann traut sie sich. Nach dem Vorspielen trägt man sie in die Klavierklasse von

**Inka, Sie müssen  
masochistisch werden!**

Berliner Zeitung  
25. Januar 2003

Erschienen unter  
*Jazz auf Zeit*

Seite 2/4

Elena Lapitzkaja ein. »Inka!«, klagt die russische Pianistin, »Sie spielen wie Ihre Jeans: dreckig und kaputt.«

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Früher, im Norden, war der Klavierlehrer Herr Groth nach Hause gekommen, ein älterer Herr im Anzug, der in seiner Jugend die Stummfilme auf dem Pianola begleitet hatte. Die Mutter stellte jedesmal eine Flasche Sanddornsaft bereit. Manchmal spielten sie vierhändig. Und manchmal fuhr Herr Groth mit Inka in seinem alten Volkswagen über das flache Land, zu den Wettbewerben »Jugend musiziert«. Dagegen jetzt die Lapitzkaja. Die wollte, dass die Schülerin bei Debussy die Tasten streicheln und Mozart wie »Prinz und Tanzen« klingen soll. »Inka!«, forderte die Lehrerin, »Sie müssen masochistisch werden.« Inka fühlte sich »wie ein Nichts«.

Eines Tages hörte sie die Lapitzkaja die Sarkasmen von Prokofjew spielen. Inka staunte. »Das will ich lernen«, sagte sie, und die Lapitzkaja erwiderte: »Ist schwer, ich weiß nicht, ob du das schaffen kannst. Aber wir probieren.« Inka kämpfte um diesen Prokofjew - und gewann. Später kam im zweiten Fach das Saxofon dazu und lief allem anderen den Rang ab. Sie wurde die Jazz-Musikerin Inka.

Am Tag gibt sie Saxofonstunden, in den Nächten spielt sie in den Clubs, und das rote Bühnenlicht fällt von oben auf ihr schönes Gesicht. Sie lernt bei Friedrich Schönfeld, liebt den Unterricht bei dem berühmten Saxofonisten, Arrangeur und Komponisten, der selten lobt und sie immer weiter führt. »Spiel auf einen Atem«, rät er ihr. »Dann geht' s von selbst.« Das half, mutiger zu werden. Alle können alles lernen, glaubt die Künstlerin, die es hasst, von Talent zu reden.

Ihr Vater dachte so. Dass Schwächen und Stärken eine Sache der Gene sind. Inka wundert sich. Wie die Leute quatschen, sich selbstgerecht zum Besten geben. Einerseits beneidet sie das, andererseits auch wieder nicht. Es ist mal so, sagt sie. Die Männer auf der Bühne haben es leichter. Stellen sich einfach hin. Und immer sind Frauen da, die warten. Umgekehrt ist es anders, die Kolleginnen im Jazz-Fach kennen das. Hinterher wollen höchstens ein paar Besoffene »Bier mit dir trinken«, darunter keiner, der gefallen könnte. »Bedauerlich«, meint Inka, »mehr Lust wäre schön.«

Sie beobachtet sich, guckt in den Spiegel und kontrolliert das Gesicht. Vor Wochen war der Mund plötzlich schief. Jetzt lächelt er gerade. Ein Schreck bleibt trotzdem. Reicht die Kraft? Das fragt sich Inka nur vorher, nie wenn sie spielt. Gefährlich wird es erst, sagt sie, wenn die Außenseite des rechten Zeigefingers gefühllos wird, die rechte Hand die Klappen des Saxofons nicht mehr findet. »Das wäre schlecht.«

Aus einer ihrer Bands hat sich Inka zurückgezogen. Es kränkte sie, als man sie bat, wenn es schlimmer werde, doch bitte rechtzeitig an eine Vertretung zu denken. Nur wenige, sagt sie, glauben wie sie an eine Zukunft, einen Stopp der Schübe und Symptome, an eine rechte Hand ohne Taubheitsgefühle, und dass sie vielleicht wieder Klavier spielen kann.

**Inka, Sie müssen  
masochistisch werden!**  
Berliner Zeitung  
25. Januar 2003

Erschienen unter  
*Jazz auf Zeit*

Seite 3/4

Sie wird empfindlich, denkt sie, jahrelang ist die Kraft nur so von ihr weggeströmt, wenig kam zurück. Kann sein, dass sie irgendwann den Rollstuhl braucht, die Augen wieder schlechter werden. Es gebe keine zwei gleichen Fälle, sagen die Ärzte. Der nächste Schub kann heute Nacht oder morgen kommen oder irgendwann oder hoffentlich niemals. Für fünf bis zehn Prozent der Kranken, heißt es, führt die MS zu schwerster Behinderung, sogar in den Tod. Andere bleiben über Jahre unbehelligt, gewinnen Zeit. Wie gut, sagt Inka, dass sie schon damals auf das Saxofon umgestiegen war und sich längst statt Kleider lieber akustische Effektgeräte kauft. Sie ist vorbereitet, jederzeit.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Das alte Klavier steht in ihrem kleinen Studio im Erdgeschoss. Hin und wieder probiert sie »etwas« aus, nur für sich. Sie hat das Üben neu gelernt, sagt sie, versinkt in den Tönen, statt die Stunden zu zählen. Oft »bastelt« sie an Klängen. Seit sie krank ist, schreibt sie Filmmusiken für eine Freundin beim Fernsehen. Abends ist Probe. Otto Schönthaler spielt Akkordeon und Hartwig Nickola den Bass. Zusammen sind sie »Yunnangruen«. Gerade ist die Demo-CD fertig geworden. Dass sie endlich denen, die nach einer Platte fragen, etwas geben kann. Auf dem Foto des Covers trägt Inka ihr rotes Jackett. Im Hintergrund das alte Haus, »der Leuchtturm«, der mittlerweile weiß gestrichen ist. Noch nicht lange, dass sie wieder auftritt. Zwei Jahre vielleicht. Sie ist dabei, sich umzusehen, sagt sie. Die Jazz-Clubs der Stadt sind nicht mehr dieselben. Vor der Krankheit spielte sie viel, im b-flat, im A Trane, in der Regenbogenfabrik nebenan und in Treptow. »Mal seh'n«, sagt Inka, »ich hab mich ja auch verändert.«

Sie lebt allein, hat sich nach dem Ausbruch der MS von ihrem Freund getrennt. 15 Jahre hat sie eine »offene Beziehung« geführt. Am Schluss wollte sie es nicht mehr aushalten, wenn er wieder eine andere liebte. Sie hatte das Gefühl, es sei genug.

»Klarer« wollte sie werden. Auch ihr Verhältnis zum Vater musste sie erst noch verstehen. Frau Li hatte gewarnt. Der Geist des toten Vaters sei gefährlich nah. Heute fühlt sich Inka versöhnt. Sie erinnert sich wieder an »die schönen Sachen«. Daran, dass der Vater ihr das Segeln auf der Nordsee beibrachte, »auf diesen schwierigsten Gewässern«. Als sie 18 wurde, lieh er ihr sein Boot. »Fahr allein raus«, sagte er, und Inka machte sich auf den Weg. Auf dem Wasser kennt sie sich aus. »Das ist zu Hause«, sagt sie, »wie die Musik.«

**Inka, Sie müssen  
masochistisch werden!**  
Berliner Zeitung  
25. Januar 2003

Erschienen unter  
*Jazz auf Zeit*

Seite 4/4